Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 10

Artikel: In der Laue

Autor: Jenny, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636358

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Eispanzer erstarrten Niagarafälle in Beschlag nahmen, zeigt unser Bild (S. 141).

Aber auch der bescheidene Wanderer, dem es nicht um Sportkünste, sondern bloß um Naturgenuß zu tun war, erlebte freudige Ueberraschungen: etwa das zauberhafte Leuchten einer kristallklaren Winterlandschaft in der Abendsonne; die überwältigende Schönheit eines schneebehangenen Winterwaldes; das Filigrankunstwerk eines Rauhreifbusches; die Märchenidylle eines eingefrorenen Mühlbaches mit dem eiszapfenbehangenen Mühlrade, oder gar die imposante Architektur des in Eissäulen erstarrten Wasserfalles. Nicht vergessen wollen wir die diskreten, aber nicht minder staunenswerten Kunstleistungen des Winters im gefrorenen Wassertropfen. Wir bewunderten da jene wunderbaren Zusammensetzspiele mikroskopisch zarter Kristallgebilde, wie sie nur die Künstlerin Natur zustande bringt. Sie sind die Diademe im Kronschatze von König Winter.

In der Laue.

Von Ernst Jenny.

An einem wundermilden Oktobernachmittag stiegen wir selbviert die leicht verschneiten Felsen des Bächlistock (3273 Meter) hinab zum vorderen Triftgletscher. „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort", ruft Schillers Glockengießermeister den Gesellen zu. Das Wort paßt auch fürs Wandern, und ganz besonders fürs Bergsteigen. Freilich ganz schwere Arbeit verträgt das Plaudern nicht, nirgends. Der Bauer wird stumm, wenn es gilt, das Heufuder vor Gewitterausbruch einzubringen, der Philosoph verlangt Totenstille für seine Gedankenkämpfe, der Kletterer redet kaum eine Silbe, bis die böse Stelle überwunden ist. Nun, unserem Quartett fiel es heute nicht schwer; denn die Felsen dünkten uns weder besonders steil noch griffarm. Rechts vom obern Couloir gelangten wir auf das etwa 40 Grad geneigte Schneeband, welches vom erwähnten Gletscher her in die Südwand des Berges führt. Dieselben Stufen, die wir am Morgen hier gekratzt, benützten wir im Abstieg. Wir plauderten, waren sorglos, glücklich und gedachten der kommenden Tage, die wir auf andern Höhen des Lauteraar verbringen wollten. Mich gelüstete auch schon nach dem leckern Mahl in der Dollfushütte, wo wir ein hübsches Berglein Speisevorrat errichtet hatten. Ich ging voran, hinter mir folgte ein scharfer, logischer und herzensguter Kopf; dann sein munterer Sohn, und den Beschluß bildete Melchior Kohler, der vortrefflichste Führer im Haslital. Ich sprach davon, man könnte eigentlich hier eine kleine Abfahrt riskieren, oder wenigstens etwas weiter rechts drüben auf den Gletscher hinab. Warum wir's nicht taten, ist mir aus der Erinnerung entschwunden. Denn bald darauf ertönte ein dumpfes Krachen wie Kanonendonner. Ein banger Warnruf von hinten: „Achtung, die Laue!" Ich fühlte, wie meine Füße vom Schnee eingepreßt werden, reiße den Kopf herum und sehe zu meinem Entsetzen, wie der ganze Hang hinter uns, um uns, davonfährt, sehe auch, wie links drüben ein zweiter Bruch erfolgt, höre den Donner und rufe mit aller Kraft: „Springen!" Doch meine Stimme verhallt wie Vogelgezwitscher im Schlachtengebrüll. Zu spät. Schon spritzt der Schnee hoch auf, wird zu stürzenden Wellen. Ich sehe, wie die Hintermänner umfallen, höre auch, wie Kohler schreit: „Schwimmen!", dann drückt mich eine eiserne Gewalt vornüber, schraubt mich herum, schmeißt mich auf den Rücken. Ich bin gleich wieder in der Bauchlage, komme auf die Knie, breite die Arme aus, und so gut es eben geht, strebe ich im Abwärtsgleiten nach einem aufspringenden Felskopf und suche das Seil darüberzubringen. Es gelingt nur halb, doch immerhin soviel, daß der Schuß etwas gebremst wird. Alle drei Kameraden sausen an mir vorüber. Ein scheußlicher Seilruck reißt mich an den Felskopf heran, daß ich glaube, mein guter Rückgrat knacke entzwei. Ich sehe nichts mehr deutlich. Das stäubt und spritzt, zischt und brüllt um mich herum. So mag's im Trommelfeuer sein. Das Seil wird über den Felskopf emporgerissen, schnellt darüber und im Bogenschwung fliege ich den Tiefen zu. Wieder gelingt es mir in Schwimmlage zu kommen. Einen Augenblick sehe ich zwei Körper vor mir auf und nieder tauchen, wie in den Sturzfluten eines Kataraktes. Meine Arme und Beine arbeiten wie im Fieberwahnsinn, daß es mich nicht in die Schneemassen hineinwürgt. Stets bleibe ich oben, recke den Kopf in die Höhe wie ein Schwimmender, übersehe ständig die verzweifelte Lage, ohne nur eine Sekunde die Besinnung zu verlieren. Da verhängt das Seil an einem Block. Ein Ruck, daß mir ist, ich werde zerrissen. Ich brülle laut vor Schmerzen, aber schon ist der Strick wieder frei, ich taumle den Tiefen zu. Wie lange noch wird diese gräßliche Schlittenfahrt währen?... Wie dunkle Gespenster huschen Felsblöcke an mir vorbei. Ich schieße auf einen zu. Nun halte gut, dicker Schädel! Ich reiße die Arme nach vorn, kann abdrehen und fühle nur, wie ein kaltes Eisen durch die Kopfhaut fährt, dann ist der Bösewicht schon weit hinter mir. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckt mein Gehirn: „Himmel, nun jagen wir dem Felsabsturz zu oder ins Couloir hinunter, und dann... o schöne Welt, ade!..." Der Blöcke werden immer mehr. Ich fühle mich wie toll hin und her gerissen und geschmissen; das gezerrte Seil bereitet mir wütende Schmerzen. Wehr ich rechts ab, so fliege ich nach links und umgekehrt. Nun muß der Todessturz über die Wand hinaus kommen. „Aber schnell mach's, lieber Tod", ist mein einziger Wunsch, „nur schnell den Schädel entzwei!" Doch noch ist der Wille nicht gebrochen. Gleich wieder denke ich nur ans Abwehren, ans Bremsen und Halten. Taugt denn alle Menschenkraft nichts? Dieses brutale Element verfährt mit vier warmen Menschenleibern, als gelte es vier Blöcke zum Spiel ins Lauteraar hinunter zu werfen. Nun sind wir keine 30 Meter mehr vom Abgrund entfernt. Jetzt gebe ich verloren und schließe die Augen. Der Gedanke an die daheim zuckt auf. Ich sehe meine gramgebeugte Herzogin, bitte sie um Verzeihung... dann sehe ich Andreas Fischer, den toten Freund, er gibt mir die Hand und lächelt traurig... Auf einmal wird mir, alles stehe still, ich sei tot; kühl und kalt wird's in der Brust. Aber ich öffne die Augen und — sehe! Eine Welt voll Sonnenschein, darüber tiefblauer Himmel. Und springe auf. Ah, ich kann stehen, ich kann atmen, ich bin nicht zerfetzt, ich bin nicht tot? Ich — lebe! Die Lawine ist tot, ich aber lebe. Kalt und starr liegt er da, der grimmige Drache, der uns vernichten wollte. Ich fahre mir über die Stirne, ich muß mich wirklich besinnen: War das eben erlebt oder liege ich daheim im Bett und hatte einen Martertraum? — Da erhebt sich 20 Meter weiter unten ein menschliches Wesen wie ich aus dem Schnee und ruft mir zu: „Es macht mir nichts!" Es ist der liebe Melchior. Ich versichere ihm dasselbe. Dann aber wird mir im Nu die ganze Situation klar, und wie ein elektrischer Strom fährts durch den Körper. Jetzt heißt's handeln. Zwischen Melchior und mir müssen noch zwei Menschen sein, wenn das Seil nicht zerrissen worden, Vater und Sohn. Welch Glück! Sie liegen zwischen uns, halb zugedeckt. Der Junge streckt nur noch ein Bein hervor, bewegt sich aber nicht mehr. Er wird doch nicht?... Da regt sich sein Vater und stöhnt laut vor Schmerzen. Sein rechtes Knie ist völlig aus dem Gelenk gerissen, sein linkes Schulterblatt zerbrochen, und im Rücken stimmt's leider auch nicht mehr. Wir schleppen ihn ein Stück weit hinab auf ein bequemes Plätzchen, wo ich das verstümmelte Bein in Schnee bette. Der Aermste leidet scheußliche Qualen und fragt nach seinem Kinde. Melchior geht hinauf, besieht sich des Jungen blutüberströmten Kopf und deutet mir mit der Hand: es steht schlimm. Er hebt den leblos daliegenden Körper auf, trägt ihn langsam zu uns herab, legt den stummen Sohn neben den vor Schmerzen ohnmächtig werdenden Vater und schaut mich fragend an.

Mit halblauten Stimmen raten wir, was zu tun sei, und werden einig: Melchior geht nach der Handeck — das Grimselhaus ist im Oktober schon zu — und ruft die Rettungsstation Meiringen an; ich bleibe bei den Kameraden und warte, bis Hilfe kommt. Aber halt! Noch etwas. Zwei gute Bergsteiger sind drüben am Scheuchzerhorn. Wir wissen genau, daß sie abends auch in die Dollfushütte kommen. „Also können sie uns dreien am Bächlistock oben etwas Tee und Wolldecken bringen, daß wir nicht erfrieren." Gut so, Melchior wird das in der Hütte auf einen Zettel schreiben und dann ins Tal eilen.

Der Treue gibt mir die Hand und schüttelt sie krampfhaft. Die Tränen wollen uns kommen. Und schon eilt er davon, ohne Pickel, denn er liegt mit den unseren irgendwo im Lawinenschnee.

Ich schaue an die Uhr. Es ist nachmittags 2 Uhr 15. Im Stillen rechne ich aus, wann die Expedition hieroben eintreffen könne. Ein Seufzer entrinnt mir unwillkürlich: „Vor morgens acht Uhr werden sie kaum da sein!" — Also achtzehn Stunden Zeit, sich in Geduld zu üben. Noch ist Jungnägeli nicht erwacht. Auf einem nahen Granitblock lasse ich mich nieder und beobachte die beiden. Bisweilen schaue ich in die Höhe, die uns in die Tiefe geschleudert, und erwäge die Ursachen. Etwa 300 Meter sind wir gepurzelt, in einer Minute vielleicht und mich hat's eine Ewigkeit gedäucht. Mensch, an was missest du die Zeit? An der Uhr oder am Erlebnis?... Nach zwei Stunden zappelte Jungnägelis linker Fuß. „Aha, er ist nicht tot, er lebt, muß leben!" Sein Körper richtet sich spielend leicht auf, der verbundene Kopf schielt hin und her... Das eine Auge ist verschwollen und überquetscht, das andere starrt neugierig in die Welt. Er will aufstehen. „Wohin? wohin?" fragte ich erstaunt. „Hm, fort, fort!" Ich trete zu ihm. „Du kannst nicht fort." Blöd guckt er mich an: „Warum nicht?" Ich will ihn aufklären. Da brummt er etwas, sinkt zurück, legt den Kopf an Vaters Brust und ist wieder ohne Bewußtsein. Er hat einen leichten Schädelbruch, ein blutiger Lappen Kopfhaut liegt darüber...

Langsam, langsam verrinnt die Zeit. Die Sonne wandert über die südlichen Bergkämme des Lauteraar. Noch wärmen uns ihre Strahlen, noch ist für die Liegenden das Lager erträglich. Aber wenn die Nacht kommt, die Kälte? ... Ich denke an ein eisiges Biwak am Aletschhorn oben im Juli 1912 und seine bitteren Folgen am frühen Morgen, höre das Jaulen des Schneesturmes wieder, sehe den toten Kameraden nach unserem Absturz über den Eisbruch hinunter und ... Herz, werde hart! Du darfst nicht hadern noch klagen. Was fragt der blaue Himmel darnach? Was kümmert's die Sonne, ob du lachst oder weinst? Oh Sinn unseres Lebens, wie dunkel bist du! —

Jungnägeli regt sich wieder. Genau derselbe Vorgang wie vorhin. Ja, fast ebenso verhielt auch ich mich damals vor vier Jahren, als ich nach dem Sturz aus der Ohnmacht erwachte und davonlaufen wollte, ohne zu ahnen, was geschehen war.

„Weißt nicht mehr, wie es gekommen ist?" fragte ich den Umherstaunenden. Sein blaues Auge tut einen Ruck, sitzt fest, beobachtet mich lange, und nun weiß er es. „Eine Lawine, nicht wahr?" Ich nickte ihm ermunternd zu. Und er fängt an zu erzählen, wie es plötzlich gekracht habe, wie er gestürzt und gleich darauf an einen Block geschleudert worden und dann in ein rotes Flammenmeer gefallen sei. Von allem anderen wisse er nichts. Erst jetzt sah er den in Schmerzen liegenden Vater neben sich. Ergreifende Worte wurden da gesprochen, die ich nicht wiedergeben kann.

(Schluß folgt.)

Das „Sprengerhaus" in Großwabern. (Aufnahme von A. Stumpf, Bern.)

Das „Sprengerhaus" in Großwabern.

Das erste Haus rechter Hand in Großwabern, das bis vor einem Dutzend von Jahren durch sein gewundenes Kamin, das man gerne mit einem Zapfenzieher verglich, allgemein auffiel, hat schon eine ziemlich lange Geschichte hinter sich. Es war das Herrenhaus zu einem großen Landgute, das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dem Stiftschaffner Rudolf Tribolet (1633—1694) gehörte. Bei seinem Tode vermachte er es dem Junker Rudolf von Luternau „aus Inklination" zu diesem, was natürlich bei den Verwandten des Verstorbenen großen Aerger verursachte und sie zu einem langwierigen erfolglosen Prozeß verleitete. Luternau war 1701—1706 Landvogt von Iferten und starb schon im folgenden Jahre, indem er das Gut seiner Witwe und seinem Sohne Hans Rudolf (1678—1746) hinterließ. Dieser war zunächst Oberst in Preußen, gelangte 1710 in den Großen Rat, war 1717—1723 Obervogt von Schenkenberg, wurde 1728 Ratsherr und 1732 Venner zu Gerbern. Nachdem er von seinem Schwiegervater Junker Bernhard Tscharner ein Landgut in Köniz geerbt hatte, veräußerte er das väterliche Gut im Jahre 1736 an einen Bauern in Wabern. Das schöne Wohnhaus mit der Hausmatte kaufte vom Bauer der Chirurg Emanuel Eyen, der einem 1852 ausgestorbenen burgerlichen Geschlechte entstammte, und einige Jahre später ging es von letzterem an den Buchdrucker Emanuel Hortin über. Durch weitere Käufe brachte Hortin das Gut wieder auf einen Halt von 28 Jucharten Mattland. Er hinterließ es mit einem zweiten kleineren Gute am Gurten beim Tode zwei Enkeln und deren Schwager Dr. jur. Friedrich Lüthard, der seinen Dritteil dem Miterben Daniel Albrecht Emanuel Hortin, Artillerie-Aidemajor und Buchdrucker, verkaufte. Dieser, der Alleineigentümer geworden und seit 1803 Mitglied des Großen Rates und Artillerieoberstleutnant war, brachte 1807 seinen Besitz auf eine Steigerung, an der es Gabriel Friedrich von Sinner (1764 bis 1811), Oberamtmann von Aarberg, erwarb. Damals gehörte zum Gute das große Wohnhaus, ein Stöcklein aus Rieg mit Waschhaus, Hühnerhaus, zwei Schweineställe, Scheune mit Wohnung und ein steinernes Kornhaus. Fünf Jahre nach dem Tode des Ehemannes (1816) bot sich der Witwe, Frau Rosina von Sinner geb. Wyttenbach, ein Käufer in der Person des Handelsmannes Franz Gabriel Combe aus Orbe in Bern, dessen Sohn David Franz Combe